

Freiämter Sagen

Autor(en): **Koch, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Unsere Heimat : Jahresschrift der Historischen Gesellschaft
Freiamt**

Band (Jahr): **52 (1980)**

PDF erstellt am: **16.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1046244>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Freiämter Sagen

erzählt und bearbeitet von
HANS KOCH

mit Zeichnungen von
Rico Galizia

Herausgegeben von der
Historischen Gesellschaft Freiamt

Freiämter Sagen

erzählt und bearbeitet von

HANS KOCH

mit Zeichnungen von

Rico Galizia

52. Jahrgang der Jahresschrift

«UNSERE HEIMAT»

1980

1981

Walter Sprüngli AG, Offsetdruckerei und Verlag
5612 Villmergen

VORWORT

Volkssagen berichten von Ausser-Gewöhnlichem, von Über-Weltlichem auf unserer Welt, das erschreckt und erstaunt, jedenfalls aber die Neugier weckt. Wenn sich das Geheimnisvolle oder Grausliche gar mit bekannten Örtlichkeiten unseres heutigen Freiamtes verbindet, ist die Faszination erst recht vorhanden. Es sind unsere Ahnen, unsere Dörfer und Fluren, die in das sagenhafte Geschehen verwickelt werden, und trotz mancher Unglaubwürdigkeit sind wir nicht ganz sicher, ob nicht doch ein wahrer Kern im Ganzen steckt, ob nicht doch ein bißchen wahre Geschichte in unsern Sagen verborgen ist.

Da wir aber ja so aufgeklärt sind und vermeintlich nur Richtiges von Mund zu Mund weitergeben wollen, läuft die Sage Gefahr, in Vergessenheit zu geraten, denn wer wollte schon die Abende mit Sagen-Erzählen und -Hören verbringen. Und so möchten wir als Historische Gesellschaft Freiamt mit dieser Sammlung von Sagen aus den Bezirken Bremgarten und Muri versuchen, Übernommenes zu bewahren und weiterzugeben — altes Volksgut als Beitrag der Gegenwart für die Zukunft. Wir danken dafür dem Erzähler und Bearbeiter, Dr. Hans Koch, Zug, der sein Freiamter Herz sprechen ließ und dem Künstler Rico Galizia, Muri, der in den Zeichnungen etwas von der Sagenwelt einzufangen versuchte.

Roman W. Brüscheiler

ZUM GELEIT

Sagen sind das Gewissen einer Landschaft. Es geistern geheimnisvolle Gestalten durch Land und Wald und wollen durch ihr umdüstertes Dasein Recht und Unrecht scheiden. Von einem seltsamen Reiter erzählten mir Vater und Mutter, in alten Brattigen las ich später viel von unruhigen Geistern und später, als ich «Zuger Sagen und Legenden» in einem Bändchen gesammelt hatte, begegneten mir bei Ludwig Rocholz (1856), J. J. Reithard (1853) und H. Herzog (1871) viele Freiämter Sagen. Diese Geschichten habe ich neu gefaßt und schicke sie aus Zug über die Reuß in mein heimatliches Freiamt als stillen Dank an meine Ahnen.

Hans Koch



Die drei Angelsachsen

Drei fromme Pilger aus dem fernen Land der Angelsachsen beteten einst am Grab des von ruchlosen Mördern erschlagenen heiligen Meinrads von Sigmaringen im Finstern Walde. Von der Gnadenstätte Maria-Einsiedeln zogen sie über den Katzenstrick ins Zugerland und von da über die Reuß gegen Muri, wo sie im Habsburger Kloster die Vesper mit den Mönchen des hl. Benedikt sangen.

Darauf wollten sie weiter gegen den heimatlichen Norden, kauften im Klosterdorf Brot und Speisen und wanderten am gastlichen Haus «Zum goldenen Ochsen» vorbei. Da hörten sie frohe, lüpfige Tanzweisen: ein junges Liebespaar feierte mit einer großen Freundschaft das hochzeitliche Mahl. Durch das offene Fenster sah die glückliche Braut die fremden Pilger und in ihrem grenzenlosen Glück stufte sie ihren neuen Ehemann, und beide luden die drei Pilger an den Hochzeitstisch zu Speise und Trank. Als es langsam Abend wurde, brach die frohe Hochzeitsgesellschaft auf, und die Angelsachsen zogen mit, denn das Heimwesen der Brautleute lag im Büelisacher, und der Weg der Pilger führte auch dort vorbei. Im Büelisacher wollte man die drei Fremdlinge über die Nacht beherbergen, sie aber beharrten auf ihrem Weitergehen und verabschiedeten sich von der gastlichen Gesellschaft. Einer der drei Angelsachsen schenkte der glückstrahlenden Braut ein Goldstücklein, und die kleine Dankgeste sah leider ein beutelüsterner Bursch, der sich unter die Hochzeitsgesellschaft gemischt hatte, und er erzählte davon zwei andern Gesellen. Das kleine Goldstücklein lockte zu einem reichen, nächtlichen Beutegang. Als die

drei Pilger betend durch den nächtlich dunklen Tann schritten, brachen aus wildem Weggestrüpp drei rohe Burschen, die auf reiche Goldbeute hofften, mit ihren scharfen Schwertern den Pilgern die Köpfe abschlugen und diese ins Gestrüpp warfen. Beim Plündern der toten Leiber fanden die Mordgesellen aber kein Gold, sie gerieten in Wut, und als von einer Tanne ein aufgeschreckter Uhu sein Geschrei anhob, stoben sie unter brüllendem Fluchen davon. Aber da erhoben sich die drei Angelsachsen, holten ihre abgeschlagenen Häupter und wuschen sie an einer kleinen Waldquelle am Weg. Seither fließt dort rötliches Wasser aus dem kleinen Weidbrünnlein, und die Ackererde nahm eine rote Färbung an, und mancher Hilfesuchende fand später Heilung an diesem Waldquell.

Die drei Angelsachsen schritten weiter, und als ein schwarzes Gewitter aufzog und prasselnder Regen fiel, suchten sie unter einem großen Stein am Waldweg Schirm und Schutz, und der Stein wuchs als Schutzdach über die drei Männer. So fand ein des Wegs kommender Bettler die drei Toten, welche ihre blutigen Häupter in den erstarrten Händen hielten. Voll Schreck meldete er den grausigen Fund in Sarmenstorf. Priester und viel Volk eilten zum Waldfelsen und bargen die drei Leichen in der nahen Wendelinskapelle, wo sie ihnen eine Ruhestätte rüsteten und den Schutzfelsen später ob dem Grab in der Kapelle aufstellten. Das Angelsachsengrab wurde eine Pilgerstätte und im Pilgerlied hieß es: «Gleich wie ein Dach hatt' Schatten gmacht der Stein und hat Schirm gegeben».

Für die letzte Ruhestätte soll man den alten Steinsarg aus dem Schloß Hallwil geholt haben, in dem einst Hans von Hallwyl, der Führer von Murten geruht habe, denn es wird

behauptet, daß man auf dem Grabstein undeutlich lesen konnte:

In diesem Stein ist ihre Ruh,
man wollt's gar wohl bewahren.
Alt-Hallwil gab den Stein dazu
vor mehr als hundert Jahren.

Als die Pilgerschar größer wurde, hat man dann die sterblichen Überreste der drei Angelsachsen in der Pfarrkirche bestattet. Da die drei Pilger aus dem Angelsachsenland auf ihrer Todeswanderung von einem Gewitter überrascht worden waren, gelten sie als Wetterheilige und es hieß von ihrem Todestag, dem 8. Jänner, im Volksmund: «Wenn d'Angelsachse am Fäschttag ihr Grab nid chönd sunne, so chamer a de Erndt au d'Garbe nid ganz sunne».

Der Wohler Erdmannlistein

In der Mitte des Waldes zwischen Wohlen und Bremgarten liegt die große Steingruppe des Erdmannlisteins, und dieses seltsame Naturphänomen wird viel besucht, und selbst die moderne Technik erweist ihm eine gebührende Reverenz, hat doch die Bremgarten-Dietikon-Bahn hier eine Haltestelle. Zwei große Steinblöcke stehen aufrecht im moosigen Waldboden, und eine geheimnisvolle Riesenhand hat auf die beiden Blöcke einen flachen Stein als Dach gelegt. Hier sei vor urdenklicher Zeit die Heimstatt von Erdmännchen gewesen. Es seien liebe, dienstfertige Burschen gewesen, die aber auch gerne tanzten und spielten und mit großer Freude Speise und Trank von guten Nachbarn entgegen nahmen. Besonders liebten sie Schweinefleisch, und als willkommenes Gemüse schätzten sie Kraut, Kohl und gelbe Rüben. Als böse Leute sie quälten, zogen sie aus, und die Erdmannlisteine blieben leer und öde.

In der Nähe beim Cholmoos steht heute noch ein anderer grauer Steinblock, der Bettlerstein. Hier hausten aber nie Erdmännchen, sondern braune Zigeuner liebten diesen Stein als Heimstatt, und später fand viel fahrendes Volk sich hier ein. Da diese braungebrannten Leute in der ganzen Umgebung für ihren Unterhalt bettelten, gab man dem Stein den Namen Bettlerstein.

Die Müllerin von Wohlen

Vor urdenklicher Zeit wirkte ein guter Müller auf der laut klappernden Wohler Mühle. Man hatte ihn gern und schätzte seine sprichwörtliche Redlichkeit, aber beim Heiraten hatte er pechschwarzes Unglück. Schön war die neue Müllerin zwar von Angesicht, aber hinter der strahlenden Gestalt steckte eine bitterböse Seele. Sie war geizig, gönnte den armen Leuten gar nichts und ließ sie stets hungrig von der Mühle scheiden. Keinem Bettler schenkte sie etwas aus ihrem großen Überfluß, aber dafür fütterte sie ihre grunzenden Schweine mit frischem Weißbrot. Da starb die herzlose Frau eines plötzlichen Herztodes, und niemand trauerte ihr nach. Als man sie ins dunkle Grab gelegt hatte, erschien sie wieder, und man sah sie im weißen Totenhemd auf dem Dach des Schweinestalles sitzen, in den sie bei Lebzeiten stets das köstlich duftende, frische Weißbrot getragen. Ein beherzter Nachbar frug nach ihrem Begehren, und die arme, gequälte Seele bat um Gebet und um reiche Almosen für die armen Leute. Noch manche lange Nacht sah man sie auf dem Stall sitzen und erst nach dem Dreißigsten und vielen Spenden an Brot verschwand sie, und niemand sah sie mehr auf dem Wohler Mühlestall.

Die Kegler im Uezwiler Wald

Zwischen Uezwil und Kallern liegt ein schattiger Buchenwald, und auf der Höhe der kleinen Waldkuppe war an einem Fußweg eine Lichtung, und auf diesem Platz wuchs an einer langen Strecke niemals ein Grashalm. Man erzählte, daß hier vor urdenklichen Zeiten die lange Kegelbahn der früheren Waldwirtschaft gelegen sei. Die von weither vielbesuchte Gaststätte und die bekannte Kegelbahn seien aber schon lange verschwunden, und nur die stets öde Wegstrecke erinnere an den ehemaligen begehrten Spielplatz der lustigen, aber oft auch streitenden Kegler. Es kam oft zu Streit, ja sogar Messer wurden gezückt. Mancher Spieler trug schlimme Schäden davon. Um Mitternacht aber huschen dunkle Schatten von falschen, streitsüchtigen Spielern über den verödeten Platz; man hört die rollenden Kugeln und das dröhnende Fallen der Kegel, aber auch das Streiten und Lärmen uneiniger Spieler samt dem röchelnden Stöhnen wütender Raufbrüder. In diesen wilden Lärm klingt helle Tanzmusik, die so lange zu hören ist, wie der Lärm der Uezwiler Kegelbrüder.

Nächtliche Wanderer wurden oftmals durch surrendes Rauschen im Buchenwald am Weiterwandern gehindert und konnten erst nach wilden Schlägen mit einem geschwollenen Kopf spät heimkommen. Buben, die am Hang des Greberenwald Ziegen hüteten, hörten bisweilen gegen die Abenddämmerung lustige Musik erklingen, die dann aber plötzlich mit lautem Prасheln in das nahe Gehölz fuhr.

Der Kruggeist vom Gnadenthal

Seit dem Jahr 1394 weilten die grauen Schwestern des Zisterzienserordens in der schon vor 1297 urkundlich erwähnten Frauensiedlung und sangen und beteten das Lob des Herrn und nannten ihre Siedlung «Vallis Gratiarum», Tal der Gnaden, Gnadenthal. Die klosterunfreundliche Zeit des letzten Jahrhunderts ließ die letzten Klosterfrauen auswandern. Die frommen Frauen von Gnadenthal beackerten gemäß den Ordensregeln von Cîteaux das ganze Umgelände, ernteten Korn von den dunkelbraunen Äckern und hegten auf einem kleinen sonnigen Rebhügel Traubenstöcke, um so Brot und Wein für das heilige Opfer in der Klosterkirche zu gewinnen. Ob des klösterlichen Rebbergs stand ein kleines Wächterhäuschen, in dem der Rebhüter willkommenen Unterschlupf und Schutz fand. In diesem Rebhäuschen war gegen die Reuß ein irdener Krug eingemauert.

Von diesem Mauerkrug wurde erzählt, daß der Krughals mit einem festen Pfropfen verschlossen sei, der nach außen noch mit einer harten Blechkapsel gesichert wäre. Nach der mündlichen Überlieferung war ein böser Unhold in den Rebkrug gebannt worden, der während vielen, vielen Jahren vor der Weinlese die Rebleute und frommen Frauen recht arg geplagt habe. Dann habe man ihn in diesem Krug fangen können, da ihn der Wunderfitz geplagt habe, was wohl in diesem Gefäß zu finden sei. Alle Besucher des Wächterhäuschen hüteten sich scheu vor dem Geist im Krug, und niemand wagte sich an den irdenen Käfig, und so war der Rebberg vom Gnadenthal in alle Zukunft vom Plaggeist geschützt.



Die Rose im Villmerger Wappen

Auf dem heutigen Gräberfeld von Villmergen, dem ehemaligen mauerbewehrten Kirchplatz, stand ein altes Heidenheiligtum für eine mächtige Gottheit. Auf dem breiten Steinaltar knisterten oft harzreiche Tannenstöcke ab dem Reitenberg zur Ehre des Wind und Wetter brauenden Gottes, und die hellen, lodernden Funken wirbelten in die finstere Nacht. In einer solchen Opfernacht kam aus der Gegend des östlichen Bodensees der christliche Glaubensbote Vilimar und verkündete den um das rotglühende Opferfeuer kauern den Männern und Frauen von der strahlenden Helle des erstandenen Osterfürsten Christus und seiner heilbringenden Glaubenslehre. Und auf diesem Hügel blieb der Bote, lehrte Buben und Mädchen, bekehrte Männer und Frauen und löschte das heidnische Opferfeuer mit seinem geweihten Taufwasser. Neben dem Opferaltar pflanzte der Missionar Vilimar eine rote Rose, die blühte weiter, und der Rosenstock wurde immer größer, und heute leuchtet diese erste Rose aus dem Wappenschild von Villmergen und kündigt vom ersten Glaubensboten unter dem Reitenberg, der dem Dorf Vilmaringen, dem heutigen Villmergen, den Dorfnamen gab. Nur noch an fasnächtlichen Tagen hört man auf Plätzen und Gassen hinter maskierten Gestalten den Ruf «Heid, Heid», sonst aber ist die Erinnerung an die Heidenzeit versunken.

Der Heidenschatz von Villmergen

Der weite Bannwald vom Dorfe Villmergen auf dem Reitenberg teilte man in zwei Waldzelgen, die eine hieß «die Jungfrau», die andere aber nannte man den «Heidenhübel». Auf diesem Heidenhügel sei vor urdenklichen Zeiten ein gewaltiges Heidenschloß gestanden. In der Mitte des weiten Schloßplatzes hat man einen viel metertiefen Schacht gegraben und darüber eine faustdicke Steinplatte gelegt. Im Laufe der vielen langen Jahre überwucherte Gras und weiches Moos diesen tiefen, tiefen Schloßbrunnen, worin ein goldener Schatz verborgen war. Es habe vor mehr als dreihundert Jahren in Villmergen Leute gegeben, die genau davon zu erzählen wußten, habe ich von meiner gesprächigen Großmutter aus der steinigen Weingasse gehört. Von diesem geheimnisvollen Schloßbrunnen mit seinem reichen Schatz führe ein langer, langer Gang dorfwärts, welcher dann ob dem Villmerger Kirchenhügel ausmünde. Allein der Höhlenausgang sei schon längst zerfallen, und niemand habe mehr Kenntnis vom Tor zu diesem Schatzgang des Heidenschlosses.

Nur noch geheimnisvolle Mächte wissen um diesen Heidenschatz, der aber von mordgierigen, bösen Geistern bewacht werde, und wehe dem Schatzgräber, der freventlich nach dem Gold und den Edelsteinen geldhungrig graben will.

Der Kirchenbau von Villmergen

Auf der steilen Anhöhe hinter der heutigen Pfarrkirche von Villmergen, die unter dem Patronat der Apostelfürsten St. Peter und Paul steht, welche mit Schlüssel und Schwert das Dorfheiligtum bewachen und schützen, liegt der Friedhof mit der Beinhauskapelle, und da stand einst die alte Pfarrkirche. Auf alten Stichen sieht man noch das Heiligtum mit seinem alleinstehenden Kirchturm. Eine breite, feste Mauer umgab schützend wie ein zinnenbewehrter Burgring die Kirche, und hier fühlten sich die alten Villmerger in kriegerischen Zeiten sicher vor drohenden Feinden. Die Kirche sah wie eine feste Burg aus, und aus den dicken Mauerquadern schaute eine grimmige Kriegermaske, ein sogenannter Hunnenkopf, welcher böse Feinde bannen und abschrecken sollte.

Auf dieser Höhe stand einst ein heidnischer Opferaltar, und als man eine christliche Kirche hier bauen wollte, rieten viele Kirchgenossen von diesem Standort ab, da hier immer noch böse, heidnische Geister ihr nächtliches Stelldichein hielten. Man suchte einen andern Bauplatz und fand denselben beim Bullenberg, in der Nähe der heutigen Straße nach Wohlen. Aber man weiß zu erzählen, daß jeweils um die mitternächtliche Zeit Engel die vorbereiteten Bausteine wegtrugen und sie bei der heidnischen Opferstätte wiederum aufschichteten. Diesem eigenartigen Wink gehorchte man, und die Kirche wurde auf dem Boden des Heidentaltars gleichsam als christliche Sühnstätte gebaut.

Der Götti von Villmergen

Frohe Villmerger Buben hüteten am schattigen Waldrand ob der Halden ihre Geissen, welche auf dem steilen Wiesenrain nach kräftigen Kräutern suchten, und beim Hüterdienst stecken sie an langen Ruten gelbe, süsse Breitacheräpfel in das kleine Staudenfeuer. Da sahen sie plötzlich eine schwarze Gestalt, die an einem großen, grauen Markstein voller Wut rüttelte. Aus Schrecken ob der schwarzen Erscheinung stürmten die Hüterbuben davon, nur der Jüngste von der Schar blieb stehen und rief mit lauter Stimme: «Blied doch stoh, es isch numme de Götti!» Allein der Schrecken war zu groß, keiner kam zurück, und die gelben Breitacher schmorren, und langsam erlosch das Hirtenfeuer, und der kleine, tapfere Hüterbub ging auch heimwärts. In der Stube erzählte er von dem Götti und dem Markstein. Man glaubte ihm nicht alles und meinte, der Götti sei ja schon lange gestorben. Der Kleine blieb aber bei seinem Bericht und beteuerte nach dem Nachtgebet der Mutter unter Tränen, daß er den Götti an der Halde gesehen habe. Die Mutter tröstete ihn, und am andern Morgen gab der Vater dem Hüterbuben Karst und Schaufel mit und mahnte ihn, wenn der Götti wieder komme, so solle er dem Götti die Grabwerkzeuge ohne ein Sterbenswörtchen bereit legen. Als der Bub wieder auf den Weidplatz kam, sah er den Götti, wie er ratlos und gebückt um den Markstein herumging. Unerschrocken legte er wortlos die beiden Werkzeuge dem Götti bereit. Der Götti begann zu graben, hob den Stein aus dem Loch und hob weiter unten eine neue Grube aus und setzte dort den Markstein wieder ein und stampfte die Erde fest. Mit trau-

rigem Blick schaute der Schwarze seinen Göttibuben an, gab ihm die Werkzeuge zurück und dankte: «Jetzt bin i erlöst, und Du chunst au bald zu mier».

Dann verschwand der Villmerger Götti, und nach drei Tagen lag der Hüterbub in einem weißen Särglein auf der Totenbahre.

Der Drache von Villmergen

Im dunklen Wald ob dem Villmerger Dorf hauste ein böser Drache. Die Dorfleute, welche in den Wald gehen mußten, wurden von dem grausigen Tier oft erschreckt. Als in Wohlen zwei beherzte Burschen, Guntram und Baltram, von diesem Ungeheuer hörten, faßten sie den mutigen Plan, das Ungeheuer, den Villmerger Drachen, zu erledigen. Sie nähten sich in vielen Stunden aus langen scharfen Dornen Jagdkleider und rüsteten messerscharfe Speere zum Drachenkampfe. Dann zogen sie aus, wanderten über den Bullenberg und schritten in ihrem Dornenkleid und ihren Waffen durch das Dorf in den dunklen Wald. Der Drache zischte und streckte sein grimmiges Maul auf, aber die zwei mutigen Brüder ließen sich nicht abschrecken und rückten dem Drachen zu Leibe und erlegten das Ungetüm in wildem Kampfe, und Villmergen war durch die zwei Wohler Burschen vom Drachen befreit.

Das verschwundene Schloß von Muri

Auf dem steilen Kirchbühl steht die Pfarrkirche von Muri, die viel, viel älteren Ursprungs sei, als die von den Habsburgergrafen gegründete Klostersiedlung. Vor urdenklichen Zeiten aber soll hier ein festes Schloß gestanden haben, da aber die Schloßherren grausige Freveltaten verübten und ihre armen Untertanen bitterböös quälten, sei Schloß und Herrschaft in einer blitzdurchzuckten Nacht spurlos verschwunden. Die Erde habe alles verschluckt. Wer in dunkler Nacht hier vorbei wandert, sieht oft die schwarze Gestalt des bösen Schloßherrn aus dem Sumpf des Heiterech-Sees emporsteigen, aber ebenso plötzlich wieder verschwinden. Es gab Leute, die den bösen Geist auch durch das Dorf Muri wandern sahen.

Das offene Tenn

Mitten auf dem schmalen Fußweg vom Unterdorf Birri nach dem Weiler Aristau stand das wettergebräunte Armenhaus mit einem hölzernen Tenntor. In diesem Tenn hauste ein unbändiger Geist, der oft wild toben konnte, und man mußte das schmale Tenntürli stets offen stehen lassen, sonst klopfte und hämmerte der beleidigte Tenngeist an die Holztüre, und darum wagte kein Armenhäusler das Tor zu verriegeln. Stets stand das Tenn offen, der freie Weg gehörte dem Geist, und wehe, wenn einer ihm das Recht streitig machen wollte.

Die Hexe von Aristau

Der schlimmen Hexe von Aristau schrieb man böse Gewitter und wüsten Hagelschlag zu, und das ganze Dorf glaubte auch, daß üble Seuchen unter dem Vieh von ihr verursacht würden. Die Hausfrauen in den Küchen meinten auch, daß ihnen das Buttern mißrate, wenn die Dorfhexe vorbeigehe. Alles Beten und Raten half nicht. Da beschloß man, die lästige Frau aus der Dorfgemeinschaft zu verstoßen und verbannte sie. Sie verschwand, und nach einigen Tagen fand man sie an einer Grünhecke. Sie hatte sich mit einem Strick elendiglich erhängt. Die Leiche der Unholdin wollte man nicht in gesegneter Erde auf dem Kirchhof bestatten, sondern man riet, sie im nahen Wald in einer Weihergegend zu verscharren. Aber die Zugpferde wollten nicht vom Fleck, da schleppte man die tote Hexe zum Sumpfweiher und der Fuhrmann ritt auf ihr zum grausigen Wasser. Dort verschwand die Aristauer Hexe und jedermann mied ihre Grabstätte. Jäger behaupteten später, man sehe dort dreißig Hasen herumspringen, aber beim Klopfen auf den Erdboden lösten sich die Tiere in Luft auf.



Die Meisterin im Morental

Oberhalb des Frauenkonvents der schwarzen Benediktinerinnen von Hermetschwil liegt das Morental. Früher hatte diese Landschaft einen andern Namen getragen; die Anwohner nannten dieses Gebiet mit Schaudern und Schrecken nur das Mördertal. Hier hauste einst eine schlimme Mörderbande, die in dunklen Nächten einsamen Wanderern auf-lauerte. Sie spannten über den steinigen Weg dicke Drähte, und wenn einsame Reisende darüber stolpterten und auf den Weg stürzten, sprangen verwegene, beutelüsterne Gesellen aus Verstecken hervor, schlugen die Erschrockenen und plünderten sie gänzlich aus. Wer sich wehrte, wurde zusammen-geschlagen, und mancher fand dabei einen jähen Tod. So bekreuzigten sich die Anwohner und beteten einige Stoß-gebete, wenn sie bei diesem Mördertal vorbeigehen mußten. Als die Mordbuben aus der Gegend verschwanden und man im nahe Eichenwald Schweine weiden ließ, wechselte der böse Namen und aus dem Mördertal wurde das Morental.

Aber auch von diesem Morental wußte man seltsame Dinge zu berichten: In den heiligen Zeiten der Fronfasten sah man beim Abenddunkeln eine schwarze Klosterfrau über das Feld schreiten. Sie schaute weder nach links oder rechts, sie schritt langsam gradaus und klirrte nur mit einem riesigen Bund von großen Schlüsseln, den sie am ledernen Gürtel trug. Die Nachbarn sahen in der seltsamen Frau eine frühere Meisterin des nahen Klosters, die einst als Vorsteherin des Frauenkonventes auf unrechte Art Acker und Feld an sich gerafft habe und nun zur sühnenden Buße über die steinigen Äcker und den dornigen Forst wandeln müsse.

Hin und wieder wurde die Meisterin wütend, wenn ein fürwitziger Bauernbursch ihr über den Weg lief. Dann packte sie Steine vom Ackerboden und bewarf damit den losen Burschen.

Die Meisterin sei dann in einen nahen Bach gebannt worden und habe unter einem Wasserfall eine Sühnstatt gefunden. Um dem unseligen Geist doch endlich Ruhe zu schaffen, verteilten die Klosterfrauen oftmals Brote an die Armen der Umgebung, und dann hörte man nie mehr etwas von der schlüsselklirrenden Meisterin von Hermetschwil.

Die Jungfern am Tribächli

Oberhalb des Eichbergs lag beim Tanzplatz ein geheimnisvolles Wasser, das die Anwohner mit geheimen Schauern das Tribächli nannten. In diesem grünen Wasser lebten weiße Jungfern, die des Nachts ihr Unwesen mit wilden Tänzen trieben. Sie zeigten sich aber am Tag nur selten und dann wollten sie stets kleine Kinder auf dem Weg erschrecken, wenn diese im Wald nach süßen roten Erdbeeren schauten. Voller Angst stürmten dann die Kinder heimwärts, und am andern Morgen zeigten sich auf ihrer Haut rote Flecken. Diese hatten ihnen die weißen Jungfern aus dem Wasser des Tribächli angezaubert.

Freiämter Kindlisteine

Wenn man nach der Herkunft der jungen Erdenbürger fragte, so hörte man im Freiamt oft die Antwort: «Die holt man am Kindlistein». Ein solcher Kindlistein liegt bei Bünzen im Steinmösli. Der Moorgrund birgt einen großen Findling, der nur zur Hälfte aus dem Edboden heraus ragt. Die vielen großen und kleinen Löcher im Stein sollen von dem goldenen Schlüssel der Hebamme herrühren, wenn sie unter dem Bünzer Kindlistein die kleinen Kinder am Abend hole, nachdem sie mit dem Schlüssel den Stein etwas weggeschoben habe.

Ein anderer Kindlistein lag im Gemeindebann von Benzenschwil, wo der Bünzenbach bei dem Reitibuech in den Wissenbach floß. Bei diesem großen Kindlistein mußte die Hebamme zuerst leise anklopfen und dann dreimal unter stetem Pfeifen um den erratischen Steinblock herumgehen, und konnte dies die weise Frau ohne Pause vollenden, so gab der Stein einen Buben frei. Wenn sie aber das Pfeiffen beim Wandern unterbrechen mußte, gab der Stein ein Mädchen als Wiegengabe. Dieser Kindlistein sei aber seit vielen Jahrzehnten verschwunden, wußte unser Benzenschwiler Gewährsmann zu erzählen.

Die Sigristin von Bremgarten

Die alte Sigristin war im ganzen Reuß-Städtchen Bremgarten bekannt, und besonders das wunderfitzige Jungvolk witterte hinter dem gebückten Runzelweibchen allerlei Geheimnisse und seltenen Krimskrams. Man erzählte von ihr wunderliche Geschichten: so soll sie vor dem Backen in dem Brotkorb oder gar in der langen Backmulde die Reuß hinter gefahren sein, um in Mellingen noch braungelbe Zwiebelknollen zu holen und sie dann frisch geschnetzelt auf ihre Wähen zu streuen. Sah man die Bremgartner Sigristin in Mellingen Zwiebeln graben, so hörte man sie zur selben Zeit in der Bremgarter Küche grell singend mit dem Küchengeräusch lärmend und werken.

In den Stadtgassen sah man sie selten, sie ging lieber querfeldein über Äcker und Wiesen. Einst sah ein Jäger einen Hasen über einen Rübenacker hopsen, er legte an und schoß. Als er aber seine Beute holen wollte, fand er nur einen alten Schuh. Da der Schütze aber kurz vorher die Sigristin über den Acker schreiten sah, glaubte er, daß sie seine Jagdbeute mitgenommen hätte, um so zu einem willkommenen Sonntagsbraten zu kommen und drum ging er unverzüglich in das alte Hüttlein der Frau. Diese aber lag im Federbett und jammerte, sie hätte den Fuß verrenkt und könne nicht in die Küche humpeln.

Über den Tod der Sigristin erzählt man eine gar wunderliche Geschichte: Sie habe einmal einem alten Geistlichen, der in seiner Heimat als Ehrenkaplan pastorierte, geklagt, die frechen Hasen stibitzten ihr immer das feine, zarte Gemüse im Krautgarten. Sie bat ihn um Hilfe, er solle einmal

kommen und Ordnung schaffen. Nach langem Zögern griff der Ehrenkaplan zu seiner alten Doppelflinte, um auf die Hasenjagd zu gehen. Er sah im Garten der Sigristin ein ganzes Rudel gefrässiger Hasen und jagte einen Doppelschuß in die Schar der Langohre. Alle stoben davon, keiner blieb liegen. Als der Schütze in das Haus der Sigristin trat, lag sie tot im dunklen Hausflur und hatte beide Beine ab.

Der Teufel im Freiamt

Allüberall im Lande gab es Höhlen und Plätze, wo der Teufel von Zeit zu Zeit gehaust haben soll. Vom Freiämter Teufel gibt es ein altes Spottliedlein, das verschiedene Wohnstätten im Freiamt und der nahen Luzerner Nachbarschaft schildert mit den Versen:

z'Müswange hends de Tüfel gfange,
wo se ne hend lo goh,
hend en d'Hemmiker gno.
Do chund er druf uf Nieli,
dört gend s'ehm mit em Bieli.
Z' Jone thüend's em flohne,
z'Bremgarte tönd s'en nit warte,
gent ehm e paar Chnüß,
und gheie-ne i d'Rüeß,
und bhebene mit der Gable,
und lönd ne so verzable.

Die Waltenschwiler Hexe

Zwischen Waldhäusern und Waltenschwil rauschten einst in einem kleinen Wäldchen mächtige Eichen, und daneben lag an der holperigen Landstraße das geheimnisvolle Tschofeld mit seinen dunkelfarbigen Ackerschollen. Der Name Tscho-Feld wird mit einer Hexe aus Waltenschwil in Verbindung gebracht. Das von ihr bewohnte winzige Hexenhäuslein ist zwar schon längst verschwunden, nur kleine Mauerreste hätten vor undenklichen Jahrzehnten noch den Wohnsitz der eigenartigen Frau verraten können, aber heute kennt niemand mehr den Platz. Die Hexe hütete das Geheimnis einer wundersamen Salbe. Strich man nur ein wenig davon an den Besenstiel, dann konnte man rittlings durch die Luft sausen und am gewünschten Zielort sich unbemerkt absetzen. So habe sie eine würzige Zwiebelsuppe zum Mittagmahl gewünscht und habe erst, als schon die goldgelbe Butter über dem Feuer brodelte, gemerkt, daß ihr die nötigen Zwiebelknollen fehlen. Rasch holte sie den Besen aus der Küchenecke, strich etwas von der Salbe an den Holzstiel, und im wildesten Hui gings auf den Basler Marktplatz vor dem Rathaus, und mit einem weißlichen Leinensäcklein der Marktfrau flog sie heim. Noch brodelte die Butter in der schwarzen Pfanne, sie schnitzelte die Zwiebeln ohne Tränen, und das Basler Gemüse fühlte sich in der Waltenschwiler Butter daheim. Nicht einmal der hungrige Ehemann spürte die Basler Herkunft seiner Lieblingsspeise, da er gar keine leise Ahnung vom geheimnisvollen Getue seines Gespons hatte.

Einst war die Frau außer dem Hause, und der Bauer wollte seinen alten Ackerwagen schmieren. In der Küche fand er nach langem Suchen den begehrten Schmierkübel unter dem dunklen Küchenherd. Er schmierte damit die trockene Radachse, und kaum hatte er etwas Salbe an das Rad gestrichen, erhob sich zu seinem Staunen der Ackerwagen in die Höhe und lief querfeldein. Die Hexe sah am Waldrand den herrenlosen Wagen ohne Pferd dahersausen und sofort rief sie dem schaurigen Gefährt das Zaubersprüchlein zu: «Tscho, Schnöri!», und der Wagen stand bockstill auf dem Acherweg beim Eichwäldli. Das Bannwort bedeutete: «Heimwärts mit der Schnauze voraus». Die Hexe und der verhexte Wagen kamen gleichzeitig auf den Hof heim. Nachbarn, die in der Nähe auf dem Felde arbeiteten, hatten das eigenartige Gefährt und den schrillen Hexenruf gesehen und gehört und nannten seither das Gebiet «Tscho-Feld».



Das Merenschwander Dorfschwein

Durch das nächtliche Merenschwand geisterte bei hellem Vollmondschein das grunzende Dorfschwein und schreckte liebestolle Kiltgänger. Als an einem späten Abend ein Zuger Händler durch das stille Dorf schritt, stolperte er über das dunkle Schwein auf der Straße. Erschrocken stürmte der Zuger in die schwach beleuchtete Schwanenstube und meldete, man hätte den Saustall nicht recht geschlossen. Die späten Wirtschaftsgäste bekreuzten sich und erklärten dem erstaunten Zuger Händler, das sei das Merenschwander Dorfschwein gewesen, und er könne von großem Glück reden, daß er ohne Schaden davon gekommen sei und noch am Leben sei.

Hexenmusik im Maiengrün

Hin und wieder hörte man im Hägglinger Maiengrün und am Anglikerberg eine seltsame Musik erklingen, und wer den geheimnisvollen Tönen nachging, verirrte sich und mußte stundenlang im Wald umherwandern. Es sollen Hexen gewesen sein, die neugierige Wanderer auf Irrpfade lockten und sie mit ihrer Musik betörten, daß sie auf falsche Pfade gerieten. Besonders auf dem Anglikerberg, wo man von zwei alten Grabhügeln zu berichten weiß, seien die einheimischen Hexen gern geweilt und haben im Birch lustig musiziert, darum nannte das Volk diese seltsamen Töne auch Birchmusik.

Der Joggeligeist von Sarmenstorf

Als das alte Bern gefallen war und die französische Revolutionsarmee mit dem Ruf nach Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit in Lenzburg einzog, als die Freiämter mit den Zugern im Maiengrün bei Hägglingen auf die Feinde warteten, flohen die Nonnen aus dem Limmatkloster Fahr. Eine der flüchtenden Klosterfrauen aber rettete einen großen Teil des silbernen Klostergutes in ihr Freiämter Heimatdorf Sarmenstorf. Obwohl man sicherlich im armseligen Vaterhaus der geflohenen Klosterfrau kein Fluchtgut suchen würde, gab die arglose Frau das von den Obern ihr übergebenes Gut einem armen Vetter in Gewähr, um so noch sicherern Schutz zu finden.

Als die schlimmen Zeiten vorbei waren, Ruhe im Land eingekehrt war, wollte die fromme Freiämter Klosterfrau wiederum zu ihren Mitschwestern ans Fahr der Limmat zurück. Sie ging daher zu ihrem Vetter und verlangte das geflüchtete Klostergut zurück, aber zum großen Schreck der Frau wollte er nichts mehr von dem anvertrauten Gut wissen. Alles Bitten und Flehen nützte nichts, der Joggelivetter leugnete alles. Und mit leeren Händen kehrte die geprellte Klosterfrau zu ihren Mitschwestern im Kloster Fahr zurück.

Der Vetter aber ritt durch das Freiamt, speiste am Hallwylersee wie ein Fürst und prahlte mit seinem prallen Geldbeutel. Aber niemand forschte nach dem plötzlichen Reichtum, obwohl der Joggeli früher eher Schmalhans als Koch beheimatet hatte als einen vollen Ankenhafen. Aber die Herrlichkeit dauerte nicht lange, denn der bleiche Knochenmann klopfte an die Türe und holte den Joggeli aus Saus und

Braus. Noch lag die Leiche im Hause, als man nachts im alten Hause geheimnisvolles Rasseln von schweren Eisenketten hörte. Das Lärmen nahm nach dem Begräbnis aber zu, die Türen krachten des Nachts, kein Schläfer fand Ruhe im Haus, und die Dienstboten zogen aus, da sie von unsichtbaren Plagegeistern gequält wurden. Den Knechten, welche in die Scheune wollten, blies eine geheimnisvolle Gestalt das Licht in der Stallaterne aus und stieß sie die Treppen hinunter. Man holte einen Kapuziner, und als der den Segen zum Schutz sprechen wollte, tauchte eine schwarze Gestalt in einem langen Rock auf und lästerte den frommen Mann mit unflätigen Worten. Dann aber bannte ihn der Pater mit einem heilsamen Kreuzzeichen in eine Dachkammer, und nur noch selten hörte man noch von dem unruhigen, verbannten Joggelgeist, der in Fronfastenzeiten als schwarze Gestalt durch Haus und Scheune wanderte.

Der Heiterech-See

An der einst so einsamen Landstraße vom Klosterdorf Muri nach dem Luzernerbiet lag ein sumpfiges Gelände, das man den Heiterech-See nannte. Hier soll einst ein See gestanden haben, der dann urplötzlich, wie der Murianer Schloßherr, welcher hier gehaust habe, verschwunden sei. Aber die Alten wußten von diesem See gar wunderliche Geschichten. Als er langsam verlandete, zogen übermütige Berner Dragoner am grünen Uferrand vorbei zum Sinserdorf, wo ein Gefecht vor dem Zweiten Villmergerkrieg stattfand. Ein einheimischer Bauer warnte die Berner vor dem geheimnisvollen See, aber ein übermütiger Dragoner wollte seinen großen Mut beweisen, zügelte sein unruhiges Roß zu einem Sprung in den See mit dem Spottwort: «Da reit ich durch, sei es Gott lieb oder leid.» Ein gewaltiges Glucksen, und Roß samt Dragoner ward nicht mehr gesehen. Der Heiterech-See hatte sein letztes Opfer, und seither hörte man nichts mehr vom sagenumwitterten See bei Muri.

Der Zwerg von Muri

Oberhalb des Klosterhofes Muri bewirtschafteten Sennen die großen, fetten Weiden des Habsburger Klosters. Oftmals staunten sie, wenn vom Klosterturm her das silbernklingende Matutin-Glöcklein den frühen Morgengruß einläutete und sie ihre Tagesarbeit mit der Fütterung der Tiere beginnen wollten, war im Stall alles wohl gerüstet. Die Morgenmilch schäumte in den blanken Kübeln, Trichter und Richter hingen fein geputzt an der Wand, und der Boden war von Stroh und Heufutter gereinigt. Wer hatte die Früharbeit so meisterlich getan? Diesen willkommenen Helfer wollte man doch kennen lernen, und darum stellten die Sennen nächtliche Wachen auf, und diese Späher sahen ein kleines Männchen durch das schmale Futterloch in den Stall schlüpfen und in der morgendlichen Stille alle Arbeiten blitzschnell verrichten, um dann flugs zu verschwinden.

Die glücklichen Sennen wollten dem kleinen, armselig gekleideten Helfer danken und ließen beim Dorfschneider in der Egg ein hübsches, farbiges Wämslein, bunte Hosen und ein Lederkäppchen rüsten und legten die kleidsamen Geschenke vor einen Stallspiegel hin. Der Zwerg kam, sah die Gaben, wechselte sein geflicktes Gewand und schlüpfte in das neue, köstliche Gewand. Im Spiegel beguckte er sich in seiner Pracht und Herrlichkeit und rief voll Entzücken aus: «Jetzt bin ich ein Herr, jetzt bin ich kein Senn, kein Knechtlein mehr». So jubelte er, verschwand durch das schmale Futterloch — und ward nie mehr gesehen.



Der Tanzplatz von Zufikon

Bei Zufikon gab es am alten Spielweg einen Tanzplatz von dem man erzählte, daß hier die lustigen Reußjungfern mit gänsefüßigen Waldmännchen vertrauliches Stelldichein hielten und gerne miteinander tanzten. Auch Hexen seien auf dem Besenstiel hieher geritten zu einem nächtlichen Treffen. Schwarze Grasinge auf dem Tanzplatz zeugten von dem wilden Feuertanz der nächtlichen Gäste mit dem gehörnten Bösen. Heute ist aber alles verschwunden, und niemand kann mehr sagen, wo der düstere Tanzplatz einst genau gelegen.

Der Wohler Eichmann

Im Wohler Oberdorf, wo einst nur ganz wenig Häuser standen, war eine uralte, schattige Eiche. Dieser Eichbaum war bekannt, hielten doch einst die bösen Freiämter Hexen hier ihr Treffen und holten vom Eichbaum gern Blätter, um mit ihnen Verderben stiften zu können. Im wirren Geäst saß oftmals ein rabenschwarzer Mann, der Wohler Eichmann. Nur selten stieg er von seinem Baumsitz herunter, um einen allzu neugierigen Burschen barsch zu verjagen oder einen böswilligen Kerl in dem nahen Bremgarter Wald irre zu führen.

Der kleine Helfer von Buttwil

In Buttwil wußte man fast eine gleiche Geschichte zu erzählen, wie die Murianer von ihrem Zwerg wußten. Ein Bauer merkte eines Morgens, daß alle mühseligen Arbeiten in Stall und Scheune fein säuberlich bereits ausgeführt waren und später sah er mit seiner erstaunten Frau, daß der winzige Heustock nicht abnahm, dafür aber seine Kühe immer bessere und fettreichere Milch abgaben und die Kälber stets rasch fleischig wurden. Woher kam wohl der gute Helfer? fragten die Buttwiler Bauersleute. Eines Nachts versteckten sich die fürwitzigen Hausbesitzer in der großen Scheune und harrten auf das Erscheinen des unbekanntem Helfer-knechtes. Da hörten sie ein leises Rauschen auf dem kleinen Heustock, ein lebhaftes Trippeln auf der Holzleiter, und dann erschien ein winziges Männlein, das mit heftigem Schütteln das Heu aus dem wirren Haar löste und plötzlich stand es mitten im Tenn. O Schreck! Es war splitternackt. Blitzschnell ging das geheimnisvolle Menschlein an sein Morgenwerk. Kaum hatte es begonnen, schon war das Füttern, Wischen und Aufräumen fertig, und das Helferlein kletterte auf seinen bloßen Füßen die Leiter empor und verschwand im Heustock. Die Bäuerin hatte tiefes Erbarmen mit dem nackten Männchen, dachte an die bald kommende Winterskälte und fing daher an, ein warmes Wämslein für den geheimnisvollen Zwerg zu nähen, und am späten Silvesterabend trug sie das warme Kleidchen mit einem herrlich duftenden Zwergenzopfring in die Scheune, um dem willkommenen Helfer eine Neujahrsfreude zu bereiten.

Am Neujahrmorgen war Kleid und Zopfkrantz verschwunden, keine Arbeit war geleistet, das Vieh brüllte nach Futter, und der Zwerg war verschwunden und wurde nie mehr gesehen.

Die wandelnden Ratsherren von Muri

Im alten Muri-Egg stand vor vielen, undenklichen Jahrzehnten ein gar armselig, baufälliges Haus, von dem man aber geheimnisvoll erzählte, es sei einst ein stolzes Rathaus gewesen. Da hätten aber üble Ratsherren nicht immer nach gutem Recht und sauberem Gewissen geurteilt, und das schuldbeladene, böse Gewissen hätte alle gar armselig und bitter geplagt. Zur Buße mußten die Ratsherren nächtelang unter lautem Wehklagen wandern, und das Rathaus sei arg verschrien gewesen, und niemand wollte darin wohnen. In dunklen Quatembernächten sah man die büßenden Ratsherren in langen, schwarzen Mänteln durch die alte Gerichtsstube und die Hausgänge wandeln. Man mußte in diesen düstern Nächten alle Haustüren sperrangelweit offen stehen lassen, denn die treulosen Murianer Ratsherren stürmten mit wildflatternden Mänteln durch das hohe Haus und schrien wie von höllischen Mächten geplagt grell durch die Nacht. Wehe, wenn man die Türen verschlossen hielt, dann polterten harte Schläge gegen Fenster und Türen, denn die Ratsherren mußten durch Stuben und Gänge zur harten Buße wandeln.

Das Rüßegger-Licht an der Reuß

Ulrich III. von Rüßegg war mit der hübschen Nachbars-
tochter ennet der Reuß, mit Elisabeth von Hünenberg,
glücklich verheiratet. Mit ihren Kindern ging die Hünen-
bergerin oft in die väterliche Burg auf gastliche Visite.
Eines Abends wurde es unverhofft früh dunkel, und in
dunkler Abendzeit kam die frohe Gesellschaft endlich an die
Reuß, machte es sich im bereitliegenden Fährschiff bequem
und stieß vom Hünenberger Ufer ab. Allein in der dunklen
Nacht sah der Fährmann vergeblich nach dem Rüßegger
Landeplatz mit dem Sturmlicht aus. Das Fährschiff geriet
in arge Not, die Reußwellen schlugen über die Bootswand,
und der Weidling schaukelte bedenklich. Zwei Buben der
Rittersfrau stürzten voll Schrecken ins nachtdunkle Wasser
und unter wehem Hilferuf sanken sie unter. Endlich gelang
die Landung des Schiffes am rettenden Ufer. Groß war die
Trauer auf Rüßegg. Um in alle Zukunft ein solches Unheil
zu bannen, stiftete der Freiherr Ulrich von Rüßegg eine hell-
strahlende Laterne am Reußplatz. So leuchtete das Rüß-
egger Licht allabendlich über das Flußwasser, bewahrte vor
Unheil und kündete den rettenden Anlegeplatz von wei-
tem ab.

Als dann eine feste Brücke ins Zugerland hinüber gebaut
wurde, kam die Lichtspende von der Fähre in die Sinsler
Pfarrkirche, und so leuchten in dem Gotteshaus stets zwei
«ewige Lichter» vor dem Tabernakel des Hochaltars in
dankbarer Erinnerung an den guten Rüßegger.

Die Sträggele

Es war einmal ein garstiges Kind, das viel Kummer und Sorgen bereitete und durch sein Weinen und Wehklagen die ganze Umwelt arg plagte. Vom frühen Morgen bis in die späte Nacht schrie es, und keine gute, süsse Speise vermochte das Kind zum Schweigen zu bringen. Die unglückliche Mutter verzweifelte fast und in der großen, quälenden Not, drohte sie dem Kind mit der wilden Sträggele, die des Nachts als strafende Hexe um Haus und Hof geistern soll. Die Bäuerin sprach sich mit dem alten Knecht ab, er möge das schreiende Kind, das die Mutter drohend zum offenen Fenster strecken würde, mit hartem Griff abholen. Der Knecht willigte ein, die Mutter öffnete das Stubenfenster und streckte das Kind in die Nacht mit dem Ruf: «Die Sträggele hole dich!»

Das wild schreiende Kind wurde der Mutter mit hartem Griff abgenommen, und ein weher Angstruf klang durch die Nacht. Als dann der Knecht allein in die Bauernstube zurückkam, frug man ihn nach dem Kinde. Er sagte aber, daß er das Mädchen nie gesehen habe und nur ein lautes Schreien in der Luft gehört habe.

Das Kind blieb verschollen, und am Morgen fand man noch einen Schuh und den Haarzopf des unglückseligen Kindes. Die Sträggele hatte es geholt.



Der Dorfhund von Benzenschwil

Vom Benzenschwiler Dorfhund wird erzählt, er sei ein riesiggroßes, schwarzes Tier, das aber nie bellt, sondern nur grausig tief knurren könne und um die mitternächtliche Stunde dem Wissenbach entlang herumstreiche. Bei den frühern abendlichen Stubeten spottete man recht oft über das dunkle Dorfungeheuer, aber auf dem späten Heimweg stund der Dorfhund knurrend am Straßenrand und rollte seine rotglühenden, fleischtellergrößen Augen, und jeder nächtliche Dörfler eilte hastig heimwärts und schüttelte die bösqüelende Angst erst ab, wenn er die schwere Haustüre hinter sich zuschlagen konnte.

Am andern Morgen war es aber manchem Nachtgast recht elend zu Mut, ja einer sei nach dem Heimweg von einer Stubeten ob des erlittenen Mitternachtsschreckens elendiglich gestorben.

Das Gueti-Heer

Was einst als des Wodans wildes Gefolge von den ersten Besiedlern unseres Freiämter Bodens gefürchtet war, lebt weiter im Gueti-Heer, das über Feld und Äcker und durch den baumreichen Forst fährt. Die Alten schrieben das wild jagende Rauschen des Heerzuges dem gewaltigen Flügelschlag riesengroßer Raubvögel und krächzender Wildgänse zu, und alles zog sich beim Nahen des Gueti-Heeres furchtsam in Haus und Scheune zurück.

Der rote Wyssenbacher

Auf dem waldigen Grenzberg zwischen dem Seetal und dem Freiamt, dem Lindenberg, lag einst vor vielen, vielen Jahren des Schongauerbad, das man auch hin und wieder als Guggibad ansprach, weil man weitherum «guggen» konnte oder weil auch hier der teuflische Gugger rachsüchtig hauste. Andere Leute wußten aber eher vom Wyssenbacher-Bad zu berichten und bekreuzigten sich beim Namen des Wyssenbachers. Fromme Frauen plauderten aber lieber andächtig vom Elfjungfernbrunnen, der hier oben entsprungen sei.

Auf der Lindenberghöhe, man weiß nicht mehr genau wo, hatte der rote Wyssenbach seinen Herrensitz. Er muß ein steinreicher Mann gewesen sein, der allen Lüsten fröhnte und dann zur Strafe für sein ausschweifendes Leben mit einem grausigen Aussatz bestraft wurde. Kein Heilbad, weder Arzt noch Wunderdoktor konnten ihm helfen, es war kein Heilkräutlein für ihn gewachsen. Alle Leute der Umgebung mieden ihn, keine Dienstmagd, kein Knecht wollten auf seinem verschrieenen Herrensitz dienen.

Von der ganzen Umwelt geächtet und scheu gemieden ritt er durch Wald und Flur. Es muß ein arg böser Geist gewesen sein, der ihm ein schlimmes Heilmittel ins Ohr geflüstert hat: Bad dich im Blute von zwölf Jungfrauen und du wirst gesund und vom Aussatz befreit. Auf der Höhe des Lindenberg sah er eines Morgens elf Töchter aus dem nahen Boswil dem Schlattenweg entlang ins Seetal, nach dem Kirchdorf Hitzkirch pilgern. Mit einem starken Strick fing er die Mädchen, und trotz allem Bitten und Flehen knüpfte der rote Unhold alle an den tiefhängenden Ästen einer mächtigen

Eiche auf und ging auf die eilige Suche nach der zwölften Jungfer, um so zu seinem heilversprechenden Bad zu kommen.

In der waldnahen Mühle kannte der Wyssenbach ein hübsches Mädchen und mit süßlockendem Lied und bittendem Rufen lockte er die Müllerstochter zu sich und riß sie mit wildem Griff auf sein ungeduldig scharrendes Roß. Mit der Beute sprengte der Räuber davon zu der Bluteiche der elf unglücklichen Kirchgängerinnen von Boswil. Die Müllerstochter ahnte ihr schlimmes Ende und flehte den ausätzigen Wyssenbach an und bat um einen letzten Wunsch. Der Mädchenräuber fühlte sich sicher und gewährte die Bitte:

Wir sind hier zwischen Wald und Feld
es hört Dich weder Gott noch Welt
drum schreie, was Du schreien kannst!

Die Todgeweihte rief nach Vater, Mutter und Bruder, aber der Vater saß beim Wein, die Mutter war krank und der Bruder auf der Jagd. Die kranke Mutter aber spürte die Not ihres Kindes und hörte die zitternde Stimme der hilflosen Tochter und in großer Angst rief sie dem jagenden Sohn, und der Wind trug die mütterliche Bitte in den Wald. Der Bruder spürte die Not der Schwester und hörte plötzlich die hilflehenden Rufe. Er ritt dem Rufen nach, brach durch das dornige Gestrüpp und stand urplötzlich vor dem roten Bösewicht, der seine letzte Beute, die zwölfte Jungfer, an der Eiche aufknüpfen wollte. Mit wildem Sprung befreite er seine fast ohnmächtige Schwester, fesselte mit dem Todesstrick den überraschten Wyssenbacher an den Sattelkopf seines Pferdes, gab dem Tier die harten Sporen und in wil-

dem Ritt schleifte er den Bösewicht im Walde zu Tode. Mit der befreiten Schwester vor sich ritt der Bruder nach Hause, wo die kranke Mutter sehnsüchtig auf ihre Kinder wartete und auf müden Knien neben dem Bette betete.

Die toten Leiber der elf Mädchen wurden bei der Bluteiche im Waldboden bestattet, eine kleine Quelle entsprang dem Unglücksplatz, und viele Kranke fanden in dem kühlen Waldwasser Heilung von vielen Gebresten. Wenn auf der Höhe des Lindenberges sich graue Wetterwolken ballen, hört man oft den roten Wyssenbacher mit seinem fuchsroten Pferd durch das Gehölz jagen. Dann denkt man an die Geschichten des wilden Mörders und der elf unschuldigen Mädchen aus Boswil.

Der Teufel auf der Isenburg

Auf der Isenburg bei Isenbergswil soll ein schwarzer Teufel hocken, welcher am Karfreitag seinen jahrelang bewachten Schatz hervorhole und an der Frühlingssonne das glänzende Gold leuchten lasse. Zwei mutige Männer beschlossen einst, dem schatzhütenden Bösen den mächtigen Goldschatz zu rauben. Auf dem steinigen Weg zur Isenburg, wo man vor Jahren römische Ruinen fand, stießen sie auf eine riesige Kröte, welche ihnen den Weg versperrte. Sie spritzte einen Saft aus und vertrieb die beiden Gesellen, die nur mit einem mächtig geschwellenem Kopf davon kamen.

Der Todrist

Der schwarze Tod, die Pest, regierte im Freiamt, und der Sensenmann hielt reiche Ernte. Da die Auwer noch keinen eigenen Kirchhof hatten, fuhr alltäglich ein Fuhrmann mit seinem Wagen voll Pestleichen nach Sins, wo man alle Toten in eine tiefe Grube warf zur Ruhe bis zum Tag des letzten Gerichtes, wenn die Posaunen über das Reußtal erschallen und zum letzten Urteil rufen.

Als wieder einmal ein vollgeladener Karren den Kalchrain hinunterfuhr, fiel ein Toter vom Wagen den abschüssigen Wegrand hinunter. Der Totengräber am Ende der traurigen Fuhr rief dem Fuhrmann und gebot Halt. Dem Fuhrmann paßte aber ein Anhalten nicht und er rief: «Mier nähmed dä dänn scho am andere Morge mit».

Am Morgen kam die traurige Totenfuhr wiederum den Rain hinunter, aber es war ein anderer Fuhrmann beim Gespan. Man las den gestern verlorenen Pesttoten auf und legte ihn neben den toten Fuhrmann von gestern, der in der Nacht auch vom schwarzen Tod heimgeholt worden war, und so fanden beide Auwer die letzte Ruhe auf dem Gottesacker von Sins.

Seither hat man dem Weg, wo der Tote wieder gefunden wurde, den Namen «Todrist» gegeben.



Das Butterbrot der Witwe

An der Reuß stand die altersgraue Burg Rießegg, und dem Burgherrn waren viele Bauern der Nachbarschaft zinspflichtig, so auch der Bauer auf dem Hof im Wiestal. Ein früher Tod ereilte den Bauern, und er hinterließ Frau und sieben unmündige Kinder. Die Witwe arbeitete für zwei und sorgte in Haus und Hof für Ordnung, ackerte den Boden und holte eifrig die willkommene Ernte ein.

Da stund eines schwülen Sommertags ein sündiggraues Unwetter ob dem Lindenberg, und schon bald prasselten faustdicke Hagelkörner über das Wiestal und brachten Weh und Ach in die Bauernstube der Witfrau. Die ganze, hoffnungsvolle Kornernte lag böß zerschlagen auf dem weißgewordenen Ackerboden. In der Morgenfrühe des nächsten Tages ging die Bauersfrau mit zwei Kindern an den Hängen hinunter zur Reuß, zur Burg des Zinsherrn auf Rießegg. Unter bitteren Tränen klagte sie vor dem Schloßherrn ihr armes Schicksal. Der Burgherr tröstete die Frau, gab ihr und den beiden Waisenkindern Milch und Brot auf den gastlichen Tisch. Dann ging er ins Kanzleizimmer und kam bald wiederum mit einem gesiegelten Schreibzettel zurück, legte ihn der Witwe auf das Brot mit den Worten: «Anken gehört auf das Brot, hier euer Butterbrot!» Es war ein Entlassungsbrief von allen Zinsabgaben für die Zukunft. Unter Tränen und Freude dankte die Witwe mit ihren zwei Kindern dem wohlthätigen Herrn, und der Name des guten Rießeggers lebt bis heute weiter als großer Helfer. Es war der Ritter Albin von Silenen.

Das wilde Heer von Muri

Außerhalb des Dorfes Muri begann einstens der schreckenvolle Umzug des wilden Heeres, des Gundisheeres, wie man den Geisterzug des Fürsts auch nannte. Wie eine laut grunzende Schweineherde zog es über das bereits abgeerntete Klosterfeld durch die Wege den Berg hinauf gegen Buttwil. Hinter Geltwil stand ein Lebhag, und dieser Hecke entlang ging es ins Schlattholz und dann über die Wälder des Lindenbergs gegen das Seetal hinunter.

Einst sahen einige frische Burschen von Geltwil die wildtollte Sauherde den Berg hinauf querfeldein daherstürmen, und im jugendlichen wilden Übermut packte einer der Gesellen ein kleines, etwas müde daher trollendes Ferkel. Seine Kameraden brachten vom nahen Acker einen großen grauen Kartoffelsack, und darin verschwand das winzige Schweinchen des Gundisheeres; der Sack wurde verschnürt und vom beutelustigen Burschen auf den Buckel genommen. Da ertönte von der waldigen Berghöhe donnernd eine mächtige Stimme und rief: «Hagöhrli, wo bisch au?» Zum gewaltigen Schreck des Burschen tönte aus dem Kartoffelsack eine angstvolle, helle Stimme: «Is Heiniguggelis Sack inne!» Der Sackträger fiel vor Schreck auf den Ackerboden, ließ den Sack fallen und stürmte seinen Kumpanen nach.

Später fand man den Sack — er war leer. Seither hörte man aber nie mehr das Gundisheer hier vorbei grunzen. Es hatte gewiß einen neuen Weg gefunden.

Die Reußfähre von Mühlau

Vom Freiämter Dorf Mühlau, das den Namen von einer weitherum bekannten Mühle in der Reußau herleitet, führte eine Fähre über das Reußwasser ins benachbarte Zugerland. Man erzählt, daß einst ein junges Mädchen, das vom Schatz treulos verlassen worden war, in seinem großen Liebeskummer mitten auf der Überfahrt in die Wellen gesprungen und von dem reissenden Reußwasser fortgerissen einen elenden Tod gefunden.

Seither wurden die Fahrgäste bei der Überfahrt von einem geheimnisvollen Wassergeist arg belästigt, ja man sei hin und wieder sogar an der geplanten Überfahrt gehindert worden und zu eiliger Rückfahrt gezwungen worden. Geschwätzige Leute behaupteten, das unselige Mädchen müsse zur Strafe für den Freitod im Reußwasser sein Unwesen treiben, und man wußte immer neue Untaten der Mühlauerin zu berichten. Einst mußte der Fährmann zwei Kapuziner über das Wasser bringen. Zuerst zögerte er ein wenig, aber die beiden Söhne des mächtigen heiligen Franz von Assisi machten ihm Mut, und als er den mächtigen Holzrosenkranz am weißen Kutenstrick sah, löste er die Ketten der Fähre. Als die drei auf die Reußmitte gekommen waren, schäumte das Reußwasser mächtig auf und spritzte ins Boot, daß die Kapuziner das kalte Naß durch die dicke Kutte spürten. Der Fährmann wollte das Boot wenden, als die Wellen so mächtig tobten. Da erhob sich einer der beiden Kapuziner und schlug ein großes Kreuz über das tobende Wasser, und da sprang ein schwarzer Hund laut winselnd in das Boot. Es war der Reußteufel in Hundsgestalt.

Die Kapuziner bannten ihn; er mußte versprechen, sein Unwesen aufzugeben und aus der Reuß zu verschwinden. Dumpf winselnd sprang der Teufelshund aus der Fähre, hinterließ einen höllischen Gestank und ward nie mehr gesehen. Aus Dankbarkeit führte dann der Fährmann die Kapuziner immer ohne Fährlohn über die Reuß, wenn sie ins Freiamt auf Seelsorge wollten.

Und so erfuhr man, daß nicht das arme Mädchen seinen Freitod büßen mußte, sondern daß es der Teufel war, der sein Unwesen trieb und lose Mäuler zu üblen Reden über das unglückselige Mädchen verlockt hatte.

Die Schachenjungfer von Besenbüren

Unter dem waldigen Althau zwischen Bünzen und Besenbüren war beim Schachen feuchtes Land, da hier einst im Moor sogar Pfahlbauer gewohnt hatten, wie man erzählt. Aus dem Moor stiegen in herbstlichen Abenden grauweiße Nebel auf, und man sah sogar Irrlichter in der Nacht aufleuchten. Das sei die Schachenjungfer von Besenbüren, die da herumgeistern müsse, weil sie in ihrem Leben eine böse Untat machte. In einem weißen, langen Gewand schwebe sie umher und leuchte mit einer kleinen Handlaterne und suche kleine Kinder zu haschen, die noch unterwegs seien. Jetzt aber ist die Schachenjungfer verschwunden, und nur noch ganz alte Leute wissen von ihr zu berichten.

Der Polterer im Tossolohn

Nahe der Giebelfluh lag der Hof Tossolohn an der Grenze gegen das alte Amt Rothenburg. Solche Grenzorte an den Landesmarchen waren zu allen Zeiten berüchtigt, besonders wenn da gar eine Wirtschaft und Herberge Tür und Tor offen hielt und zwar bei Tag und Nacht. Allerlei lichtscheues Volk, Gesindel und Fahrende traf sich hier, und so war es auch auf dem Hof im Tossolohn. Besonders im Oktober, zur Kilbizeit, ging es hier hoch her, und von vielen blutigen Raufereien unter den Einheimischen und dem Vagantenvolk wußte man böse Geschichten zu erzählen.

Auf dem Hof Tossolohn geisterte es zu gewissen Zeiten. Ein wilder Poltergeist regierte in Stube, Küche, Kammern und Stall und trieb nächtelang sein Unwesen. Um die mitternächtliche Stunde hörte man aus der großen Küche ein wildes Rumpeln, als wenn ein Wüterich Töpfe, Krüge und Pfannen im Zorn auf den Steinboden schmetterte. Und wenn man am Morgen den großen Scherbenhaufen beschauen wollte, war alles Geschirr blitzblank im Schrank, und kein Scherbensplitter war auf dem Steinboden zu sehen.

In der Fronfastennächten hörte man die Holzbank am Kachelofen in der großen Stube krachen, als ob der zentnerschwere Großvater sich niedersetzte. Es war aber der Poltergeist, der sonst aber niemandem etwas Leides tat. Das Haus im Tossolohn ist heute verschwunden, und nur noch alte Leute wußten von der Herberge zu erzählen, wie sie es einstens von ihren Großeltern gehört.



Der Amtsmuni von Meienberg

Das kleine Städtchen Meienberg hatte neben dem Marktrecht noch recht viele besondere Privilegien, die eifersüchtig gepflegt wurden. So hatten die Meienberger Stadtbürger das Vorrecht, für das ganze alte Habsburger Amt einen gewaltigen Amts-Muni zu halten. Das dunkelbraune Prachtstier hatte freies Weidrecht in den Nachbargemeinden Auw, Alikon, Aettenschwil, Fenkrieden, Abtwil und Sins. Der Muni konnte laufen, wohin er wollte, und niemand durfte ihn mit Geisel oder Stock vertreiben, höchstens mit einem Wisch mit dem Filzhut, auch wenn das Vieh im Hausgarten Unheil anrichtete.

Den Dorfleuten von Abtwil war der Meienberger Amtsmuni schon längst ein verhaßter Quälgeist, und in aller Heimlichkeit beschloßen sie, das Tier heimlich zu beseitigen. Und so lag eines schönen Morgens das mächtige Tier leblos am Waldweg im Großmoos. Es war furchtbar zugerichtet worden durch Hacken, Messer und Beil. Bald aber munkelte man, daß es am Weg zum Kreuzhügel und zum Tötschenwäldli gar nicht mehr geheuer sei, denn die Übeltäter am Amtsmuni müßten dort nach einem unverhofften, jähen Absterben des Nachts wandeln. Es gab Wanderer, die erzählten, sie hätten einen eigenartigen Umzug gesehen: Voraus schreite ein Meitli, das mit Salz den Muni lockte, und hinter dem verhaßten Tier folgten zwölf Abtwiler Bauern mit blutigen Mordinstrumenten, und alle sangen in einem höllischen Chor das Mordlied:

Juchhe! Muni-Hung!
D'Ohre ab — d'Auge us
und es Loch im Buuch!

Nach Jahren verschwand der Zug, und nur noch uralte Leute wissen um den nächtlichen Spuck des lockenden Mädchens, die Abtwiler Bauern und des wild fauchenden Meienberger Amts-Muni.

Der Fizzibirlibaum

An der Waldhöhe am Weg nach Fischbach stand oberhalb der Reuß das Galgenhau; dort war früher der Fizzibirlibaum zu sehen, und um diesen dreiastrigen Birnbaum machten alle Leute einen scheuen Umweg. Wenn die gestrengen Gerichtsherren des Reußortes Bremgarten einen Übeltäter zum schmachvollen Galgentod verurteilt hatten, führte man den Verurteilten über die Holzbrücke ins Galgenhau. Auf diesem langen Marterweg schlug der Gehülfe des Scharfrichters mit rauhen Ruten auf den nackten Rücken, und so «gefizzt» kam der Übeltäter zum mächtigen Birnbaum. Da hörte das qualvolle Fizzzen mit der Rute auf, und so nannte man den Baum im Volke einfach Fizzibirlibaum. Der gar übel Geschlagene wurde zum Galgen geführt, nahm mit des Seilers Strick üble Bekanntschaft, und der Tote hing dann zum Abscheu der Bürger einige Tage am Galgen.

Der Poltergeist im Baschihaus

Im Baschi-Haus zu Abtwil rumorte in der heiligen Fronfastenzeit ein merkwürdiger Poltergeist. Unter dem langen Dachfirst hatte der Geist tagsüber seinen stillen Sitz, aber des Nachts kam er polternd die Holzstiege herunter in die dunkle Küche, öffnete die hölzerne Stüblitüre, ging an das Kammerfenster, schob den hölzernen Fensterriegel weg und tat, als wolle er zum Guckloch hinaussehen. Dies alles vollführte er mit einem großen Lärm, zeigte sich aber selber nie. Noch niemand hatte den polternden Baschigeist gesehen. Als wieder einmal der Polterer sein Unwesen getrieben, wollte er unter dem Giebeldach zur Ruhe verschwinden und vergaß aber, die Stüblitüre zu schließen, und einer der mutigen Baschibuben rief ihm aus dem warmen Bett nach: «Das nächste Mal nimm die Türe auch mit, du hast ja Zeit genug!» Da erdröhnte das ganze Baschihaus vom Giebel bis in die Kellerfundamente von einem wüsten Höllenspektakel, und die erschrockenen Hausinsassen glaubten, daß alle Dachsteine, Ziegel und Schindeln zu Boden stürzten. Aber am Morgen sah man keine Schäden am breiten Hausdach, doch der Poltergeist kam nie mehr in die Küche hinunter; man hörte ihn nur noch auf dem Dachboden rumoren. Das Baschihaus ist seit Jahrzehnten verschwunden und mit ihm auch der polternde Hausgeist.

Gewitter im Ischlagwald

Auf der Südseite des Ischlagwaldes führt der Weg von Abtwil gegen Ebersol, wo einst der Luzerner Bauernführer Joseph Leu von einem aufgewiegelten Fanatiker aus Parteiwut im Bett erschossen wurde, und von diesem Gehölz wird erzählt, daß man sich darin leicht verirren und stundenlang keinen Ausweg aus dem Wald finden könne. Ein Irrgeist führe einem immer im wirren Kreis herum.

Als einmal zwei Abtwiler, ein Bauer und sein Sohn, im Ischlagwald nach Misteln suchten, um das rargewordene Heufutter zu strecken, fanden sie zwar reiche Ernte, doch plötzlich verdunkelte sich der Waldhimmel, und es wurde ganz finster. Grelle Blitze zuckten; dumpfe Donnerschläge krachten nieder, und ein eiskalter Regen prasselte auf die zwei Abtwiler nieder. Umsonst suchten sie im niederen Gestrüpp Schirm und Schutz, und als das böse Unwetter vorüber war, packten sie ihre prall gefüllten Säcke und schritten heimwärts. Als sie aber aus dem Ischlag kamen, strahlte die Sonne, und die Mistelsucher sahen einen trockenen Weg. Sie fragten die Nachbarn, welche auf dem Ackerfeld werkten, nach dem gräßlichen Unwetter, das justament über den Ischlagwald gedonnert; aber staunend hörten sie, daß niemand von Blitz, Donner und Regen etwas wissen wollte. So war es früher im Ischlagwald nie ganz geheuer.

Der Uri-Herr

In Abtwil lag vor undenklicher Zeit ein Bauerngut, Gugihof genannt. Dieses Gehöft war den Johannitern auf dem Hohen Rain im Seetal zinspflichtig. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts wurden die Urner Familien Imhof und Püntener aus dem Flecken Altdorf Herren auf dem Gugihof, ließen aber ihr Eigen durch Lehensleute aus dem Freiamt bewirtschaften. Auf dem Gugihof war es aber von altersher nicht ganz geheuer, und man munkelte von einem Uri-Herr, der hier geheime Missetaten abbüssen müsse.

Warum der geheimnisvolle Mann um den Hof stolzierte, den kochenden Frauen in die rauchgeschwärzte Küche durch das enge Fensterlein guckte und sich besonders um die Eßzeiten gerne anzeigte, wußte niemand zu erzählen. Aber wie der vornehmgekleidete Uri-Herr gekommen, so verschwand er auch vom Gugihof, und nur einmal hörte man, daß er am Zuger Markt beim Oberwiler Tor einem Abtwiler Bauern begegnet sei und seinen Namen genannt habe: «Ich bin der Uri-Melk!»



Das böse Ende eines Übeltäters

Im Abtwiler Wald hing früher an einer hohen Tanne ein Holzkreuz, das an den unglücklichen Tod eines armen Menschen erinnern wollte. Hier verunglückte ein Mann, der in einen leidigen Liebeshandel verwickelt gewesen sei, aber vor dem Gericht hoch und heilig geschworen habe, daß er mit dem bösen Streit nicht das Geringste zu tun gehabt habe. Der letzte Eidschwur habe gelautet: «Gott soll mir alle Viere abschlagen und den Hals brechen, so ich in das Ding verwickelt bin!»

Die böse Geschichte verlief im Sande, aber als im nächsten Herbst der Bursche im Walde nach Tannzapfen kletterte und auf dem schwankenden Gipfel nach braunen Zapfen greifen wollte, stürzte er rücklings in die Tiefe und brach Hals und Glieder. Auf dem Abtwiler Kirchhof wurde er zur Grabesruhe bestattet. Seltsamerweise zeichneten sich bei der Tanne im Gras und Waldmoos unbewachsene Vertiefungen ab, welche die Gestalt eines Mannes annahmen. Man grub die Erde um, streute gesundes Saatgut auf den Boden, aber nichts wuchs, und die bösen Malzeichen erschienen wiederum. Das Volk sah hier ein Gottesurteil über einen üblen Meineid. Später wuchs der Wald weiter, das Kreuz am Tannenstamm vermoderte, und bald wußte niemand mehr etwas vom mahnenden Malzeichen im Großmoos.

Sträggele - Jagd

Im Freiamt lebte manch alter Brauch der jungen Knaben, Knabenschaften oder Burschenschaften genannt, die nach überliefertem Recht über das Sittenleben im Dorf wachten und für sich eine eigene Justizpflege in Anspruch nahmen. Dieser altgermanische Brauch lebte wohl am längsten in Villmergen weiter in der Form der «Kilbigesellschaft», die in der St. Michaelsnacht ihre nächtliche Versammlung abhielt.

In bestimmten Nächten, besonders in der Fronfastenzeit, gingen die Jungknaben der Burschenschaften auf einen Rundgang mit Schafgeiseln, Ketten und Treichlen und umkreisten die Wohnstätten junger Mädchen und neckten die ledigen Jungfern mit lauten Rufen, schreckten aber auch Kiltburschen aus der Dorfnachbarschaft als unerwünschte Kilter ab.

So gingen die Merenschwander Burschen am Fronfasten-Mittwoch der vorösterlichen Fastenzeit auf ihren Lärmumzug. Einmal wollten sie einen etwas beschränkten Burschen in heillose Angst jagen. Sie postierten ihn bei einer breiten Lücke eines langen Lebhages, drückten ihm einen großen, leeren Mehlsack in die Hände und versprachen ihm, eine gejagte Sträggele als Beute in den Sack zu jagen. Dann begann die wilde Jagd und urplötzlich sprang eine große, schwarze Katze dem verdutzten Burschen in den bereitgehaltenen Mehlsack. Alle Burschen lachten und begleiteten den Sträggelefänger nach Hause. In der Stube wurde der Katzensack immer größer, schwoll mächtig an und plötzlich platzte der Sack aus seinen Nähten, und heraus kam ein mächtiges Ungeheuer, das weiter wuchs und Stube und Haus füllte. Nie-

mand hatte mehr Platz im Haus. Voll Schrecken holte man im nahen Reußstädtchen einen Kapuziner, der das Ungeheuer beschwor. Das Ungetüm sackte zusammen, und eine schwarze Katze sprang aus dem offenen Stubenfenster und flüchtete querfeldein. Den Sträggelejägern aber ging es schlimm, sie wurden alle krank, litten an Fieber, und einige starben sogar.

Brennende Männer

In den alten Freiämter Wirtsstuben schenkte man schäumenden Most und roten Elsässerwein aus. Der Wein wurde aber nicht durch einen Händler vermittelt, sondern die Freiämter Wirte holten sich in Gemeinschaft mit Wirtskollegen den Wein drunten im Elsaß am Rhein. Auf diesen Fahrten begegneten die Freiämter Fuhrleute oftmals gar seltsamen Gestalten, die wie brennende Fackeln über den Fuhrweg wanderten. Oft sprachen die unerschrockenen Pferdeknechte diese brennenden Männer an und baten um Auskunft über diese seltsame Erscheinung. Den bittenden Männern versprach man Hilfe aus der brennenden Not durch Stiftung einer heiligen Messe für die armen Seelen, und die brennenden Männer schritten stundenlang der Weinfuhr voran und leuchteten den dunklen Nachtweg aus, daß die Fuhrleute sicher und gut über Weg und Steg kamen. Von solchen brennenden Männern erzählten sich die Weinführer oft am abendlichen Rastort bei Speis und Trank die schaurigsten Geschichten.

Das Anneli von Honau

Der wilde Freiherr auf der mauerbewehrten Burg Rießegg hatte bei einem Jagdritt über den Roterberg auf dem Heimweg in Honau ein malefitz hübsches, anmächeliges Mädchen gesehen und versuchte nun alle Wochen, hier vorbeizukommen, um endlich die Liebe der schönen Honauerin zu gewinnen. Allein das Honauer Anneli wollte von dem schlimmen Rießegger nichts wissen; man erzählte ja von ihm viel unheimliche Gewalttaten. Der abgewiesene Brautwerber geriet in große Wut und sann auf Rache. Er wollte das Anneli auf die heimatliche Burg schleppen und bald konnte er geldlüsterne Reußfischer für seinen Raubplan gewinnen, daß sie gegen ein festes Handgeld die Honauerin auf seine feste Burg bringen sollten. Es gelang den Raubburschen, das nichtsahnende Anneli an die Reuß zu locken, wo so große Fische als Beute warteten. Ahnungslos ging das Honauer Töchterchen in die Falle, denn die rohen Burschen packten mit starken Armen die Erschrockene und schleppten sie auf ihren langen Waidling zur Fahrt gegen die Rießegg. Vergeblich wehrte sich das Anneli, es half nichts. Müde und zitternd vor Angst saß es auf der hintern Holzbank. Als die Rießegg in Sichtweite kam, sprang die Honauerin auf, stieß den nächsten Fischburschen über Bord, raffte ihren langen roten Rock und stürzte sich ins wilde Reußwasser. Die Wellen verschlangen sie sofort, und das schöne Anneli ward nie mehr gesehen. Ohne Beute kamen die Räuber zur Burg, und wütend schlug der Burgherr alle im Zorne nieder.

In der Fronfastenzeit sah man dann lange Zeit eine weiße Gestalt über die Reußwasser schweben und hörte ihr Klage-

lied am Ufer, gemischt mit den wilden, wüsten Flüchen der unseligen Schiffsknechten und dem Klageruf des Rüßeggens, die jahrzehntelang am Ufer herumirrten und keine Ruhe fanden, sondern hier am Unglücksort bitter büßen mußten.

Das Grabmännli

Im Morental am Weg gegen Hermetschwil, wenn man von Althäusern her wandert, begegnete man früher einem winzigen, grüنگekleideten Mändli, das mit großem Eifer versuchte, mit einem eisernen Spaten den trockenen Ackerboden umzugraben. Als ein wegmüder Bremgarter auf dem Heimweg dem kleinen Wicht begegnete, kam kam dieser an den Wegrand und begann unaufhörlich zu nießen. Schon siebenmal wünschte der verwunderte Stadtbürger dem Kleinen ein herzhaftes «Helf-Dir-Gott!». Als aber das Grabmännli erneut nießte, wurde der nächtliche Wanderer ungeduldig und fluchte voll Wut auf den ständig nießenden Gefährten mit einem urechten Bremgarter Fluchwort, und daraufhin jammerte das grüne Mändli mit herzzerbrechendem Aufschrei: «Beim achten Helf-Dir-Gott hättest Du mich für immer erlöst!» Und so mußte der arme Gesell im Morental weiter auf eine barmherzige Seele warten. Ein solch barmherziger Wanderer kam dann später doch noch, und seither hört man nie mehr etwas vom nießenden Grabmännli im Morental bei Hermetschwil.



Der Stiefeliryter

Vor Jahren las ich in einer Wirtschafft auf einem weißen Kachelofen neben dem Bild eines wilden, bärtigen Reiters auf galoppierendem Schimmel ein kleines Sprüchlein vom bekannten Freiämter Stiefeliryter, womit der liebe, unvergeßliche Freund Robert Stäger in knappen Zeilen die lange Geschichte der volkstümlichen Reitergestalt aus der Freiämter Sagenwelt gefaßt hatte. Auf dem Murianer Ofen las ich damals:

Säg, heschd de Ma do au scho gseh?
O, wenn er chund, so bringt er Weh,
er rytet lut und rytet stolz
all Nacht voll Wuet deet dur's Bärholz.
Er kännt kei Rueh und kännt kei Rascht,
und wer en g'seht, vergablet fascht.
Es pfyfft de Wind, es ischt e Grus,
o, Chinde, chömed schnell is Hus!
De Stiefeliryter chund!

Das Kloster Muri, das von Gräfin Ita von Lothringen und Graf Radebot von Habsburg gegründet worden sein soll, wurde von Mönchen aus dem Finstern Walde, von Maria-Einsiedeln, besiedelt. Im Laufe der Jahrhunderte wuchs der Landbesitz des Klosters, neue Güter kamen in den Verwaltungsbereich des Konventes, und der Abt mußte einen weltlichen Schaffner für die Verwaltung des weitverstreuten Klostergutes einsetzen. Der Gnädige Herr hatte aber nicht immer eine gute Hand bei der Wahl seines mächtigen Verwalters des großen Besitztums; so weiß die Sage von einem rotbärtigen Gutsverwalter zu erzählen, der auf

einem kräftigen Schimmel über Felder und Äcker, durch Wald und Flur ritt. Leider besaß der Verwalter eine ränkesüchtige, grundfalsche Seele, wußte aber diese schlechten Eigenschaften unter einem scheinheiligen Tun zu verstecken. Schmähte er auf seinen Ritten einsame Feldkreuze mit einem Fluchwort und schlug wildzornig mit seiner ledernen Reitpeitsche ein buckeliges Weiblein am Ackerrand, so küßte er ergebenst den goldenen Ring des Prälaten in der Äbtestube des Habsburger Klosters und wußte alle Klagen gegen ihn fernzuhalten. Da er sich stets auf stolzem Roß zeigte, mit seiner Gerte auf die hohen Lederstiefel schlug und seine gierigen Augen habsüchtig herumschweifen ließ, nannte ihn das Volk einfach den «Stiefeliryter».

Diesem üblen Burschen stach das Gehölz im Büttiker Bärholz schon lange in die raffgierigen Augen. Mit sehnsüchtigem Blick ritt er durch die grünen Sträucher, um das dunkle Bärholz und erhob plötzlich unerwarteten Rechtsanspruch auf diesen Besitz. Zwar fehlte ihm eine pergamentene Urkunde, aber auch die Büttiker Bauern hatten kein gesiegeltes Beweisstück für ihr angestammtes Gut. Es entstand ein böser Rechtsstreit und der kam vor den Landvogt in Bremgarten.

Der Landvogt erschien im Bärholz, die Bauern wiesen auf urdenkliche Zeiten hin, seit denen sie das Gehölz nutzten, und der Stiefeliryter beharrte auf seinem Recht, das er mit einem Eid beschwören könne. Diesen Eid leistete er dann auch. Seine weiten Reitstiefel füllte er mit trockener Ackerkrume aus dem Murianer Klostersgarten und unter seinen filzigen Allwetterhut steckte er die saubergeputzte Milchkelle, welche die Sennen Richter oder Schöpfer nannten. So trat er vor den Landvogt, reckte seine drei Schwörfinger

gegen den Himmel und schwur, der Wald gehöre dem Kloster, so wahr er auf Klosterboden stehe und den Schöpfer und Richter ob sich habe. Das war der böse Meineid des Stiefeliryters, und der Übeltäter fiel auf den Waldboden und war tot. In seinen Stiefeln fand man die Erde aus dem Klosterhof, in seinem Hut den Milchschöpfer. Im hintersten Winkel des Dorffriedhofes wurde er verscharrt, aber er fand keine Ruhe. In grasgrünem Jagdkleid ritt er mit verdrehtem Kopf auf seinem Schimmel über die Höhen des Lindenberg. Aus seinem weitgeöffneten Schlund zuckte höllisches Feuer; mit klatschenden Hieben schlug er auf seine hohen Stiefel. Er schreckte einsame Wanderer und jagte Holzfrevler aus dem dunklen Tann des Bärholz. Da er auch in weiter Umgebung viele Übeltaten verbrochen, sah man ihn auch im Maiengrün, hörte ihn dröhnend über die Reußbrücke von Bremgarten reiten, und mancher Holzarbeiter bekreuzte sich im Wohler Wald vor dem wild vorübertrabenden Reiter.

An dunklen Winterabenden erzählt man noch von dem Stiefeliryter, und so ist es auch nicht verwunderlich, daß unser Freiämter Poet Robert Stäger diese Geschichte in Verse kleidete:

O, säägid Gotte, isch es wohr...

Meer isch ums Herz so weh!
Händ Eere n äinisch gwahret ghaa,
Zmittzt i dr Nacht, de schuurig Maa,
Händ Ere äinisch gseh?

Und isch es wöckli, wi mer säid,
Er häig e lätze Chopf?
Er ryti zhindervöör im Wald
Und machi d Jagd uf jung und alt,
De miserablig Tropf?

*

Lueg, Mäiteli, da mueß so sy;
Und ischt de Vogt au tood,
So findt er i dr Eebigkäit
Käi Rue halt, händ di Alte gsäid...
Es ischt e groosi Noot.

Gly nachtets über em Bääremoos,
s ischt duße nümme ghüür;
De Vatter zündt d Laterne n aa,
Er trouet em ned rächt, dem Maa,
Verriglet Huus und Schüür.

De Ryter galoppiert dur d Nacht,
Luut chuuetet duß de Wind,
Er jagt bem Trakteloch verby —
Deet usse wett i jez ned sy —
Gang uf dy Laubsack, Chind!

Gang ue und pätt! Es isch ned ghüür,
Weer wett ächt no uf d Strooß?
De Stiefeliryter gschpäischtet halt,
Er rytet dur de feischer Wald
Er jagt durs Bääremoos.

INHALTSVERZEICHNIS

Die drei Angelsachsen	7
Der Wohler Erdmannlistein	10
Die Müllerin von Wohlen	11
Der Kegler im Uezwiler Wald	12
Der Kruggeist vom Gnadenthal	13
Die Rose im Villmerger Wappen	15
Der Heidenschatz von Villmergen	16
Der Kirchenbau von Villmergen	17
Der Götti von Villmergen	18
Der Drache von Villmergen	19
Das verschwundene Schloß von Muri	20
Das offene Tenn	20
Die Hexe von Aristau	21
Die Meisterin im Morental	23
Die Jungfern am Tribächli	24
Freiämter Kindlisteine	25
Die Sigristin von Bremgarten	26
Der Teufel im Freiamt	27
Die Waltenschwiler Hexe	28
Das Merenschwander Dorfschwein	31
Hexenmusik im Maiengrün	31
Der Joggeligeist von Sarmenstorf	32
Der Heiterech-See	34
Der Zwerg von Muri	35
Der Tanzplatz von Zufikon	37
Der Wohler Eichmann	37
Der kleine Helfer von Buttwil	38
Die wandelnden Ratsherren von Muri	39
Das Rüssegger-Licht an der Reuß	40

Die Sträggele	41
Der Dorfhund von Benzenschwil	43
Das Gueti-Heer	43
Der rote Wyssenbacher	44
Der Teufel auf der Isenburg	46
Der Todrist	47
Das Butterbrot der Witwe	49
Das wilde Heer von Muri	50
Die Reußfähre von Mühlau	51
Die Schachenjungfer von Besenbüren	52
Der Polterer im Tossolohn	53
Der Amtsmuni von Meienberg	55
Der Fizzibirlibaum	56
Der Poltergeist im Baschihaus	57
Gewitter im Ischlagwald	58
Der Uri-Herr	59
Das böse Ende eines Übeltäters	61
Sträggele-Jagd	62
Brennende Männer	63
Das Anneli von Honau	64
Das Grabmännkli	65
Der Stiefeliryter	67